

# Nichts ist hier normal

In Mailand oder Paris kann man als junger Mensch leben – und völlig unbehelligt bleiben von der Politik. Aber geht das auch in Tel Aviv? Oder muss man sich dort immer, irgendwie, zu Israel verhalten? Drei Porträts

Von Mirna Funk

Nie dürfen wir Israel kritisieren“ ist der Lieblingssatz vieler Deutscher. Spricht man mit Israelis, dann merkt man schnell, sie wollen reden. Über ihr Leben an diesem verrückten Ort, den sagemunwobenen Konflikt und auch über die Komplexität politischer Ereignisse. Dafür muss man aber auch gewillt sein, zuzuhören und mögliche verinnerlichte Wahrheiten in Frage stellen zu können. Denn weder lässt sich „der“ Israeli einfach so definieren noch „der“ Konflikt. Und vielleicht ist das auch genau das Problem: das Zuhören. Das wird bei der Kritik nämlich ausgeschlossen. Die



Die drei jungen Israelis Noga, Maayan und Dudy am Strand von Tel Aviv

Fotos Yaniv Edry

noch heute als Leiterin der psychiatrischen Abteilung des Hadassah-Krankenhaus in Jerusalem. Für Maayan heißt das: Immer wenn ein Bus in die Luft fliegt, muss Mama weg. Immer wenn ein Bus in die Luft fliegt, kommt sie tagelang nicht zurück. Das Haus, in dem sie mit ihrem kanadischen Vater, ihrer Mutter und ihren zwei älteren Geschwistern lebt, liegt in der Nähe eines arabischen Dorfes.

In den Alpträumen, die sie während ihrer gesamten Kindheit hat, wird sie entführt. In ihren Alpträumen wird ihre Familie vor ihren Augen abgeschlachtet. „Jeden Tag starben zu dieser Zeit Freun-

die politische Situation eine andere als Maayans, deren Großmutter eine deutsche Jüdin aus Hamburg ist.

Für ihn sind der tägliche Terror und das politisch aufgeladene Klima so sehr Alltag, dass ihn beides nicht tangiert. „Du weißt doch selbst, wie es ist, man steigt in ein Taxi, und schon redet man über den Konflikt“, sagt Dudy.

In seiner Fotografie findet Israel unentwegt statt, aber eben so, als wäre Israel ein ganz normales Land. Mit schönen Frauen und Verrückten und Religiösen und Obdachlosen und Bankern und Obstverkäufern. Die politische Situation spiegelt sich nirgendwo wieder, weil sie auf absurd natürliche Weise in Dudy

unreflektierten Kommentare. Auch in seinem beruflichen Leben hat er nie Diskriminierung erlebt. Wie Maayan kennt er aber das große Bedürfnis von Nicht-Israelis, über den Konflikt reden zu wollen. „Ich glaube, dass dieser Ort ein heiliger Ort ist, ein spiritueller und spezieller Ort, deswegen verstehe ich auch den ganzen Buzz und die nicht enden wollenden Diskussionen. Etwas hier ist anders als an anderen Orten. Und dass ich hier leben darf, dass mich das Schicksal hier an diesen besonderen Ort gebracht hat, erfüllt mich mit Ehrfurcht und Stolz. Dafür halte ich gerne die schrecklichen Nachrichten und Ereignisse aus, und dass

auch, aber trotzdem bleibt da dieser Jahrtausende alte Konflikt, der uns aus der Jetzt-Zeit wirft.“

Es ist das Zusammentreffen einer neuen und alten Welt, die das Leben in Israel prägt. Das Politische ist Teil des israelischen Alltags und definiert das Leben eines jeden Israelis. „Es dauerte eine Weile, bis ich begriffen habe, dass es woanders völlig anders ist. Dass jemand, der in London oder Paris oder Berlin lebt, sich nicht von der politischen Situation definiert fühlt. Ich glaube, es war das Internet, das mich erzogen hat. Ich glaube auch, dass das Internet in den letzten Jahren viele Israelis erzogen und ihnen gezeigt hat, dass das, was sie als

## Wer ist Drake?

Und warum hat er, bitte, einen Wahnsinns-erfolg?

Der kanadische Rapper und Sänger Drake hat ein Doppelalbum veröffentlicht, fünf- und zwanzig angenehme, wirklich okaye, total egale Lieder, und noch am Tag des Erscheinens wurde „Scorpion“ 130 Millionen Mal auf Spotify gestreamt, knapp doppelt so oft wie das Album, das bislang den Rekord für die meisten Streams am Veröffentlichungstag gehalten hatte. Womit der Einunddreißigjährige endgültig zu den fünf größten Stars der letzten Jahre gehört, mit Kanye West, Beyoncé, Adele und Ed Sheeran. Während bei ihnen aber einigermaßen klar ist, wer sie sind – das irre Genie, die Black-Power-Queen, die ozeanteilende Gänsehautballaden-sängerin, der Wuschelkopf vom Lagerfeuer –, hört man „Scorpion“ und fragt sich mal wieder: Wer ist eigentlich Drake? Und warum, bitte schön, hat er diesen aberwitzigen Erfolg?

Seit seinem Debüt „Thank Me Later“ 2010 hat jedes Album von Drake in den Vereinigten Staaten den ersten Platz der Charts erreicht, und wenn man ihn über die Jahre ein bisschen aus den Augen verloren hat, soweit das eben bei einem Supersuperstar geht, kann man nun erfreut feststellen: Er klingt noch immer gleich, nach einer sanften, nicht unangenehmen Depression. Ach, wie ähneln sich doch die Gesichter der Supersupermodels, und wenn Drake dann mal allein in einer Bar die Eine trifft, verliert er ihre Handynummer garantiert beim nächtlichen Yachttum auf dem Ontariensee. Drakes Alltagsproblemen nimmt sein Singsang dankenswerterweise die Härte, und sie dringen nur gedämpft durch die Dicke und Wärme der Beats von „Scorpion“, die einen umschließen wie eine Canada-Goose-Jacke.

Sehr viele Fans mögen Drake für seine Ehrlichkeit, die Innenschau, dass er Persönliches verrät. Aber Zeilen wie „She says: ‚Do you love me?‘ I tell her ‚only partly‘ / I only love my bed and my mama, I’m sor-



flikt. Und vielleicht ist das auch genau das Problem: das Zuhören. Das wird bei der Kritik nämlich ausgeschlossen. Die soll quasi ohne Widerrede erhöht und auch ertragen werden. Sogar dann, wenn sie frei von Wissen und Erfahrung ist. Das Reden über Israelis ohne Israelis scheint die eigentliche Israel-Kritik zu sein, das Äußern von Meinungen, die keine Gegenrede erlauben und auch keinen Raum für eine andere Position zulassen. Findet dennoch ein Infragestellen der Position statt, sieht sich der Israelkritiker sofort einem Verbot seiner Kritik ausgesetzt. Dabei hat ja nichts anderes als ein echter Dialog stattgefunden.

Als ich vor wenigen Wochen in Tel Aviv war, habe ich deshalb drei Israelis auf einen Dialog getroffen. Ich habe Fragen gestellt, sie haben geantwortet, und ich habe zugehört:

## Maayan Weisstub

Ohne die deutsche Fotografin Kirsten Becken hätte ich Maayan nie kennengelernt. Unsere Wege führten uns zusammen, weil Maayan eine Illustration und ich einen Text für Kirsten Beckens Buch „Seeing Her Ghosts“ erstellt hatten. Maayan, eine Illustratorin, die weit über die Grenzen ihres Landes bekannt ist und deren Bilder man längst auf T-Shirts findet, die von cool kids in Los Angeles getragen werden, wächst in Jerusalem auf. In den neunziger Jahren, während der zweiten Intifada. Ihre Mutter arbeitet zu dieser Zeit und auch



Maayan Weisstub

führt. In ihren Alpträumen wird ihre Familie vor ihren Augen abgeschlachtet. „Jeden Tag starben zu dieser Zeit Freunde und Bekannte. Durch Bombenanschläge auf Busse oder Terrorattacken in den Straßen. Und der anderen Seite ging es ja ganz genauso. Und so eint uns das Leid und der Verlust.“ Maayan weiß, dass diese Ängste, die sie als Kind hatte und die heute noch ihr Leben prägen, Ängste sind, die durch die Ereignisse, die Medien und die Ängste der anderen gleichermaßen erzeugt wurden.

Im Alter von 14 Jahren wird sie depressiv und muss behandelt werden. Jahrelang leidet sie unter Zwängen, die sie daran hindern, ein normales Leben zu führen. Als sie in die israelische Armee einberufen wird, verändert sich ihr Gesundheitszustand drastisch. So viel Angst hat sie. So viel Angst davor, eine Waffe in die Hand nehmen zu müssen, obwohl sie das nicht will. Angst davor, irgendwelchen Befehlen gehorchen zu müssen, die möglicherweise ihr eigenes und das Leben der anderen gefährden. Für ein Land, zu dem sie sich lediglich durch ihre Sprache, ihre Familie und ihre Freunde zugehörig fühlt. Die Armee verweigert sie schließlich, wie einige es mittlerweile tun.

„Ich bin nicht meine Regierung!“, sagt Maayan. Wenn sie auf Instagram eine Location markiert, die in Israel liegt, dann schreiben ihr ihre Follower, dass sie eine Kindermörderin sei, und folgen ihr nicht länger, obwohl sie zuvor durch ihre emotionalen und feinsinnigen Illustrationen berührt wurden. Diese Menschen kommen von überall, nur nicht aus Israel. Und diese Menschen haben Israel noch nie selbst besucht. Maayan sagt: „Ich antworte nicht auf diese Kommentare. Meine Aufgabe ist nicht, Menschen die Komplexität von politischen Ereignissen zu erklären.“

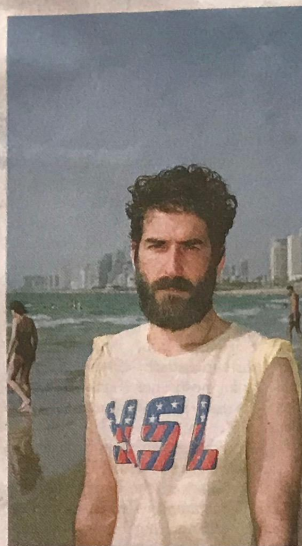
Wenn Maayan aus beruflichen Gründen reist – immer nur mit ihrem kanadischen Pass, weil das weniger Stress, weniger Blicke und weniger Probleme bedeutet – und sie auf Menschen trifft, die über den Konflikt mit ihr reden wollen, dann freut sie sich. Sie weiß, dass es wichtig ist, über alles zu reden. Sie weiß, dass viele sich für diesen Konflikt interessieren. „Solange sie offen sind, auch zuzuhören, ist alles gut“, sagt Maayan.

## Dudy Dayan

Auch Dudy, ein international renommierter Fotograf, dessen Familie ursprünglich aus Tripolis stammt, reist am liebsten mit seinem kanadischen und nicht mit seinem israelischen Reisepass. Dudy ist ein richtiger Israeli. Ohne Holocaust-Biographie. Seit Generationen dort. Und so ist auch seine Sicht auf Israel und

den Palästinensern und religiösen und Obdachlosen und Bankern und Obstverkäufern. Die politische Situation spiegelt sich nirgendwo wieder, weil sie auf absolut natürliche Weise in Dudys Leben eingewebt ist.

Dudy wächst in Ramat Gan auf, einem Vorort von Tel Aviv. Von diesen Vororten gibt es viele. Sie ähneln den



Dudy Dayan

Sleeping Cities in den Vereinigten Staaten. Sein Vater ist ein wichtiger General in der israelischen Armee, der an Krebs stirbt, als Dudy acht Jahre alt ist. Zwei Jahre danach zieht seine Mutter mit ihm nach Kanada und weitere sechs Jahre später wieder zurück nach Tel Aviv.

„Ich fühle mich mit diesem Land tief verbunden, und der Konflikt hilft mir dabei, positiv zu denken, zu wissen, dass ich die Dinge in meinem Leben in der Hand habe. Ich habe überhaupt keine Angst, hier zu leben.“ Dass Dudy so denkt, ist nicht nur dem Konflikt geschuldet. Kurz nachdem er mit der Armee fertig ist, kippt er zu Hause bewusstlos zusammen und wird daraufhin in ein Krankenhaus eingeliefert. Das Erste, woran er sich danach erinnern kann, ist, wie seine Familie um sein Bett herumsteht und weint. Schlaganfall. Dudy ist daraufhin zwei Jahre gelähmt und braucht ein weiteres Jahr Physiotherapie, um wieder laufen zu lernen.

Ich frage ihn, ob er sich als Israeli abgeschnitten oder isoliert von der Welt fühlt, und er antwortet: „Isoliert habe ich mich diese drei Jahre gefühlt, aber dieses Land isoliert mich nicht.“

Obwohl seine Kunst sich stark mit Israel beschäftigt, bekommt er keine

dass mich das Schicksal hier an diesen besonderen Ort gebracht hat, erfüllt mich mit Ehrfurcht und Stolz. Dafür halte ich gerne die schrecklichen Nachrichten und Ereignisse aus, und dass einem eigentlich alle zwei Minuten das Herz gebrochen wird, so schlimm sind die Dinge, die wir uns gegenseitig antun.“

Auch Dudy will über Israel sprechen. Am liebsten mit jedem, der ihm begegnet. Er empfindet es nicht als Grenzüberschreitung, nicht als Bürde. „Es ist doch total verständlich, dass jeder wissen will, was hier los ist. Ein winziges Land mit so einer medialen Ausstrahlung. Das gibt es kein zweites Mal.“

## Noga Erez

Das sieht die Musikerin Noga Erez genau wie Dudy. Auch wenn ihr viele Berater und Agenten davon abgeraten haben, über Israel zu sprechen, schließlich würde sie damit ihre internationale Karriere gefährden. Sie tut es trotzdem. „Wieso sollte ich verschweigen, wer ich bin und was mich zu dem gemacht hat. Meine ganze Musik dreht sich um mein Leben hier und wie ich mich in Bezug auf dieses Land definiere.“ Es ist die Identifikation und auch die Abgrenzung von politischen Entscheidungen, die die Noga damit meint.

Sie ist in einer der reichsten Städte in Israel aufgewachsen: in Caesarea. Das ist auch der Ort, an dem Bibi und Sarah wohnen. Nogas Vater ist der Gründer von Cellcom, der israelischen Telekom. Schon als Kind singt und musiziert sie. Als sie in die Armee einberufen wird, bekommt sie einen Platz in der Militärband und tritt fortan vor Soldaten auf. Vor jenen, die kurz vor einer militärischen Operation stehen, vor jenen, die gleich nach Hause fahren, vor jenen, die von einem Krieg zurückkehren. „Ich habe vor ihnen allen gespielt und gesehen, wie ihr Blick sich verändert. Wie tot man ist, wenn man aus dem Krieg kommt und nur noch als Geist existiert, wie genervt man auf mich mit Brötchen wirft, wenn man eigentlich nur zu seinen Eltern oder seiner Freundin will, und wie voller Angst, wenn man vor einem Einsatz steht. Nach dieser Erfahrung kann mich nichts mehr schockieren. Hier habe ich gelernt, auf einer Bühne zu stehen“, erzählt Noga.

Erst die Zeit in der Armee habe sie überhaupt über Israel und den Konflikt nachdenken lassen. Zu behütet und naiv sei sie aufgewachsen, um Dinge zu hinterfragen oder außerhalb der gesellschaftlichen Normen zu denken.

Noga fühlt sich zu Hause in Israel, aber eben auch abgeschnitten von der Welt. „Alles ist da, um ein globalisiertes Leben zu führen, und das tun wir ja

tion definiert fühlt. Ich glaube, es war das Internet, das mich erzogen hat. Ich glaube auch, dass das Internet in den letzten Jahren viele Israelis erzogen und ihnen gezeigt hat, dass das, was sie als normal empfinden, woanders eben anders ist.“

Auch Noga, ähnlich wie Maayan, kennt Kommentare unter ihren YouTube-Videos oder Instagram-Bildern, die sich auf Israel beziehen. Diese Kommentare ignoriert sie. Journalisten, die mit Noga über ihre Musik sprechen wollen, finden immer einen Bogen zu Israel. Am Anfang fühlte sich das befremdlich an, jetzt hat sie eine Einstellung dazu gefunden. „Eine israelische Musikerin zu sein, macht meine Arbeit komplexer, weil ich herausgefordert werde, nicht nur über meine Musik zu sprechen, sondern weit über diese hinaus. Ich empfinde diese Tatsache bereichernd, nicht bescheidend.“



Noga Erez

Als Noga und ich nach drei Stunden ausgedet, auserzählt und ausdiskutiert haben, sage ich: „So, und jetzt bingewatche ich die neue Staffel von ‚Fauda‘!“

„Ich liebe ‚Fauda‘“, antwortet sie. „Ja, weil nichts den Israel-Palästina-Konflikt besser erklärt. Kein Buch. Keine Analyse in einer renommierten Zeitung. Es ist roh und nah und authentisch. Und danach fragt man nie wieder, wann hört das alles endlich auf. Man weiß, dass es für immer so weitergehen wird, und das ist gar nicht nur schlimm.“

Mirna Funk ist Schriftstellerin und lebt in Berlin und Tel Aviv. Ihr Roman „Winternähe“, 2015 erschienen, fand viel Aufmerksamkeit und war ein Erfolg bei Kritik und Publikum.

seine Ehrlichkeit, die Innenschau, dass er Persönliches verrät. Aber Zeilen wie „She say: ‚Do you love me?‘ I tell her ‚only partly‘ / I only love my bed and my mama, I’m sorry“ verraten doch nur, dass Supersuperstars sehr wenige Menschen haben, die ihnen sagen, wann es mit der Wehleidigkeit genug ist. Sogar das einzig Neue, wirklich Persönliche, nämlich das Drake einen zehn Monate alten Sohn hat, den er aber versteckt, was ihm der Rapper Pusha T kürzlich auf einem gemeinsamen, lustigen Disstrack unterstellte, erklärt Drake maximal banal: „I wasn’t hiding my kid from the world / I was hiding the world from the kid.“

Nein, mit etwas Herausragendem ist Drakes Erfolg nicht zu erklären, eher mit dessen vollkommenem Fehlen, dieser sirrupdicken Smoothness. In neunzig Minuten gelingt es ihm, keine einzige nur vage politische Zeile zu rappen. Angenehm konturlos wehen die Songs vorbei, wie ein wattierte Katertag, ein schimmernder Dunst aus Anmaßung und Belanglosigkeit. Drake erzählt Persönliches, von seinem persönlichen Aufstieg, seinen persönlichen Problemen, was ihn zu einer grundsymphatischen Person macht, wie bei den meisten grundsymphatischen Personen aber hat man bald vergessen, was sie noch gleich Persönliches erzählten. Übers Wiedersehen wird man sich trotzdem freuen – und wie war der Name? Ich bin Drake, angenehm.

Joan Didion schrieb mal über die Barrikadenscheißerjahre, denen ihr eigenes, nach innen gerichtetes Erwachsenwerden auf einer Universität der Fünfziger vorausgegangen war. „Im Berkeley jener Jahre herrschte eine sanfte, aber chronische Depression.“ Und sie erinnert sich, welche Bilder und Gefühle ihr aus dieser Zeit geblieben sind: „Alle diese Eindrücke waren persönlich, und das Persönliche war alles, was die meisten von uns vom Leben erwarteten. Wir würden unseren persönlichen Frieden schließen. Wir würden nach dem ersten Abschluss mit Mittelenglisch weitermachen, wir würden ins Ausland gehen. Wir würden Geld verdienen und auf einer Ranch leben. Wir würden außerhalb der Geschichte überleben, in einer Art fixen Idee, die während der Jahre, die ich in Berkeley verbrachte, immer als ‚kleines Städtchen mit einem netten Strand‘ existierte.“

Dieses Städtchen, das ist nun klar, liegt am Ufer des Ontariosees, und durch seine geschmackvoll eingerichteten Strandhäuser weht, in angenehmer Lautstärke, die sanfte Stimme von Drake.

Florentin Schumacher